

Die graue Gasse.

Roman von Dora Dunder.

(13. Fortsetzung.)

Einen Augenblick legte sie den Bericht aus der Hand, entschlossen, nicht zu lesen, was über Lorenz Buchberg geschrieben stand. Dann machte sie sich klar, daß diese Schwäche, ja, Freigebigkeit durchaus zu überwinden sei. Sie hatte nichts mehr mit dem Namen gemein, aber sie konnte ihn nicht aus der Welt schaffen und mußte den Muth finden, ihm unbetört ins Auge zu sehen, ihm und seinem Träger, falls er jemals ihren Weg wieder kreuzen sollte. So nahm Kamilla das Heft wieder auf und las:

Lorenz Buchberg hat zwei Bilder ausgestellt, „Dame in Schwarz“, das Porträt der Frau B., einer bekannten Dame der Münchener Gesellschaft, und eine Straßenszene, „Hofnacht“, betitelt. Um es kurz zu machen, Buchberg hat nicht gehalten, was er uns vor ein paar Jahren versprochen hat. Während er zuerst den Anlauf zu einer durchaus gefunden malerischen Sprache nahm, die unabhängig von fremden Einflüssen in einem frischen, fröhlichen Ton zu uns redete, ist er seit kurzem in eine aufwendige Manier verfallen, die verstimmt wirkt und nicht wie seine ersten Ansätze verfallen macht, daß er sich Linien und Farben noch vollständig durch den Natureindruck bestimmen läßt und dadurch im Studienhause stehen geblieben ist. Man vergleiche nur Buchbergs erstes Porträt der bekannten Frau B., zu dem es etwas wie eine Gegeria zu sein scheint, mit dieser „Dame in Schwarz“, und man wird zu dem betrieblenen Erkenntnis kommen, daß Buchbergs Talent auf Wege gerathen ist, auf denen der Kunstfreund ihn ungern wandeln sieht und ihm ein energisches Halt zurufen möchte. Auch der „Hofnacht“-Szene, die nicht unbedeutend wirkt, haften die Fehler des Porträts an. Abgesehen davon, daß die feierliche Wärme aus ihr völlig abgeht und durch eine phantastische Manier ersetzt werden soll, fehlt ihr die innere Schlossenheit. Vielleicht, daß Buchberg wenigstens zu ihr erst einmal den richtigen Weg findet! Wenn nicht aus sich selbst heraus, so durch das Studium der Alten, die so souverän die Wirklichkeit in die Form des Bildes zwingen.

Schwerer Gedanken voll schob Kamilla das Heft beiseite. Ein leiser Seufzer hob ihre Brust. Wenn sie den Verlorenen als Sieger auf seiner Laufbahn gesehen hätte, es wäre um vieles leichter gewesen, darüber fortzukommen, daß er sie seiner freizügigen, schwebenden Kunst geopfert hätte; eher hätte sie es dann verstanden, daß sie sich am Ende feige aus seinem Leben geschlichen, es einem blinden Zufall überlassen hatte, über sein und ihr Los zu entscheiden.

Da waren sie wieder, die Gedanken und Selbstvorwürfe, die ihr das Leben vergifteten, die Gespenster aus dem grauen Winkel der Grauen Gasse, die die Ruhe ihrer Tage, den Schlaf ihrer Nächte störten. Sie hätte nicht fortgehen, nicht vor Lorenz nach Sammerstift fliehen sollen, als er, durch den Tod der Mutter gerufen, heimkam: An seiner Seite hätte sie stehen müssen, trotz allem, in so schwerer Stunde. Was waren Verweise, geschriebene Worte! Was bedeutete es bei ihrer langen Liebe, dem Glück, das sie sich gegenseitig hatten, wenn Briefe ausbleiben oder nicht eintreffen! Hand in Hand, Auge in Auge hätte sie sich empfangen, ob sein neues Dasein Trennung oder nahe Vereinigung, wie er sie damals bei ihrem zärtlichen Abschied unten am Seeufer von ihr gefordert hatte, erheuchelt!

Nicht, ob er sie aus ihrer Selbstverbannung rief oder nicht rief, ob er zu ihr nach Sammerstift kam oder nicht kam, hätte das Entschieden sein dürfen, was sie frei machte, Schellbachs Hand zu reiden. Schon um dieses besten, ungenügsamen Mannes willen hätte es zwar ganz klar werden müssen zwischen Lorenz und ihr. Keine ungelöste Frage, nichts Halbes, Verschwiegenes durfte zwischen ihr und dem Gatten stehen.

Was bewies es denn, daß Lorenz sie an dem Begräbnisse seiner Mutter nicht heimgerufen hatte, daß er nicht zu ihr gekommen war? Es ließ auch andere Deutungen zu, als daß er sie nicht mehr liebte. Kränkung, Unversöhnlichkeit darüber, daß sie ihn in der schweren Stunde verlassen, ein drängender Trieb, eine Nothwendigkeit, an die Arbeit zurückzukommen. Es war ihre Schuld, daß Ungelöstes zwischen ihnen geblieben war, was sein Leben verflucht mit eben denselben dunkeln Schatten umwoh wie das ihre.

Kamilla nahm das Heft noch einmal zur Hand. Aufmerksam las sie Wort um Wort.

Ob viele Frau B., die der Kritiker seine Gegeria nennt, an ihre Stelle getreten war, seine Vertraute, sein künstlerisches Weibchen, seine Freundin, seine Geliebte, trug ihm zur Seite in Kampf und Sieg und Niederlage? Willa schüttelte traurig den Kopf. Nach dem, was sie heute gelesen hatte, war diese Frau ihm die richtige Kameradin doch nicht. Was konnte sie ihm gegeben haben, wenn die warme Befolgung in seiner Kunst nachgelassen hatte, wenn an die Stelle der

frischen, fröhlichen, gesunden Natur Manier und Wärme getreten waren? Hatte er selbst sich so herabgewürdigt? War er sich selbst kein strenger, gewisshafter Richter? Empfinden er nicht, daß er auf Abwege gerathen war? Dünkte er sich hoch und erhaben über das Urtheil der andern? War er es in der That, trotz der scheinbar sachlichen Beurtheilung, die sie in Händen hielt, hatte er ein Recht, es zu sein, ein Recht, auf den Pfaden sonnigen Glücks zu wandeln? War sein Vorurtheil, seine Gewissenspein Schatten auf seinen Weg, wie auf den ihren?

War Lorenz etwa auch einem andern Wesen verbunden — wer wollte es sagen, vielleicht doch dieser Frau —, und lag es auf ihm wie auf ihr, wie eine schwere Last, daß ein toller Hest zwischen ihnen geblieben war, den keine reine Harmonie auslöschte? Stand auch er mit einem Verhängnis, das der Lüge gleich kam, an der Seite eines ihm in Liebe ergebenen Menschen? Schwebte auch er aus einer Ueberfülle an Schemen, zu trüben, zu verbergen? Rang er wie sie Tag um Tag mit sich, wo seine Pflicht lag, im Schweben oder Sichvertrauen? War nirgend ein Antwor auf all diese schweren Fragen? Nirgend ein Ja oder Nein? Half ihr nichts aus diesem Chaos der Gedanken und Empfindungen, das ihr immer aufs neue die Ruhe und Harmonie des Daseins stürzte, sich zwischen sie und den Gatten drängte, nichts Frohes, Lichtes aufkommen ließ?

Das Heft sank in ihren Händen. Willa lehnte sie das gleiche Gesicht gegen die Holster. Sollte der Kampf gegen sich selbst niemals ein Ende nehmen?

Als Schellbach den alten Klosterbau von Mangold Prätorius erworben, hatte er, trotzdem er gewissenhaft alle einschlägigen Verhältnisse, die Umstände, die für und wider ein so ausgedehntes Neuentwerfen sprachen, erwogen hatte, an einen so raschen und glänzenden Aufschwung der elektrischen Fabrik abseits von Berlin nicht geglaubt. Oft klangte er selbst über die von Monat zu Monat zunehmende Leistungsfähigkeit der Fabrik, deren Reingewinn schon jetzt sein Berliner Werk überholt hatte. Er hatte für den Erfolg der mit großen Kosten verbundenen Neuschöpfung mit Jahren gerechnet, viel fiel er ihm schon nach einem verhältnismäßig kurzen Betrieb in den Schoß und versprach bei der glücklichen Konjunktur elektrischer Fabrikate einen noch größeren, ja unter Umständen einen erstaunlichen Aufschwung. Von Zeit zu Zeit fuhr Schellbach hinaus, sich an der Arbeitsfreudigkeit seiner Leute zu erfreuen, sich bis in die kleinste Einzelheit der Geschäftsführung ablesen zu lassen.

Walter, der mit raschen Schritten auf den Doktor losging, fand seinen Zeit, ihn zu begleiten. Willa hatte seit dem Begräbnisse ihres Vaters nie mehr den Wunsch geäußert, die Graue Gasse wiederzusehen. Vergessens worte Lene Petersen von einem Mal zum andern auf den Besuch der noch immer mit gleicher Wärme angebotenen Frau. Die kleine, unermüdlich thätige Person, die den Honoratoren des Städtchens bei ihren feierlichen Veranstaltungen noch immer unentbehrlich war, bewohnte auf Schellbachs Wunsch die Prätorius'sche Wohnung im alten Mittelbau, die sie, um Mangold Prätorius's Pflege und Wirtschaftsführung zu übernehmen, bereits bezogen hatte, als man eines Tages die sterblichen Reste des Alten in das Haus seiner Wälder gebracht. Jedemal, wenn Schellbach allein herauskam, machte Lene Petersen ein enttäusches Gesicht und kramte ihre Blumen und Rosen beiseite, die sie für Willas Empfang schon im Vorraum aufgestellt hatte.

Heute, an einem warmen Sommermorgen im August, rechnete die kleine Tafelbedientin wieder einmal ganz bestimmt darauf, daß Willa ihren Mann, der sich für den Tag angefangen hatte, begleiten werde. Sie hatte nicht nur den Vorplatz und die kleine schmale gehaltene Wohnung, nein, auch das Pflichten unter dem Kirchdach im Klosterkirchen festlich hergerichtet.

Es wurde gerade Mittagspause in der Fabrik, als der Berliner Zug eintraf. Gemächlich konnte Lene vor dem schweren Fahrstuhl zwischen den beiden weißen Steinbildern auf ihre Gäste warten. Sie kniff die kleinen Augen ein, um die Graue Gasse bis zu ihrem Anstieg zu den Anlagen hinauf nach Möglichkeit zu übersehen. Angestrengt blickte sie durch den grauen Dunst, den Staub und Hitze zwischen der engen Häuserzeile woben. Sie hatte auf zwei Gestalten, die in froher Eile auf das prächtige Gebäude loszueilen sollten, auf das Lene Petersen stolz war wie heute die ganze Stadt, die Allen nicht ausgenommen, die es zuerst mit Murren und Knurren entließen haben.

Dann wurde auf dem schmalen Fahrband etwas Bewegliches sichtbar. Fester kniff die kleine Alte die Augen ein und schürfte mit ihrem nachschleppenden Fuß ein Stüchchen dem Fahrstuhl fort, weiter in die Graue Gasse hinauf. Da sie alsbald erkannte, daß wieder nur einer kam, der neuer Heut des umgeschaffenen Klosterbaues, gedrückte sie eine Träne in den müde gebliebenen Augen. Dann zog sie sich langsam zurück und wartete auf den Herrn.

Er kam heiter und freundlich wie immer, wenn er sein hohes Werk mit Augen sah.

Lene Petersen gewann es nicht über sich, ihm ein herzliches Gesicht zu zeigen. Da tritt er noch einer ihrer unwahrscheinlich großen Hände, nahm sie zwischen die seinen und sagte mitteilend: „Ich kann's Ihnen nicht verzeihen, Liebes Fräulein Petersen, daß Sie wieder einmal gründlich enttäuscht sind, mich allein zu sehen, aber Sie werden begreifen, ich kann meine Frau nicht zwingen, mich zu begleiten, wenn sie nicht selbst das Bedürfnis danach empfindet.“

Lene murmelte Unverständliches. Schellbach legte der Kleinen die Hand auf die schiefe Schulter. Sie lächelte die vielenmalen grüßen, und ich bin überzeugt, im Herbst kommt sie einmal heraus, und ich selbst werde ihr zuvorkommen, daß es auf ein paar Tage geschieht.

Das Gesicht der Petersen hellte sich auf.

Wir wollen in einer Woche etwa ein Bild antreten. Ich denke, sie wird Willa mit sich nehmen. Sie kennt so wenig von der Welt! Endlich einmal mich! Ich mich ganz frei machen für sie, und kann es auch, sagte er mit einem stolzen, freudigen Blick auf die prächtige in den blauen Sommerhimmel ragende Hausflur. Unterwegs wußte sie, so hoff ich zuversichtlich, Freude und Erholung finden und all das Trübe verwinden, was sich für sie mit der Grauen Gasse verknüpft.

Lene Petersen sah mit einem fragenden, unsicheren Blick zu Schellbach auf. Was konnte er meinen? Dachte er nur an Mangold Prätorius und an die Zeit der Sorgen und Entbehrungen, oder dachte er auch an den, den Willa verloren hatte und der von Rechts wegen längst vergessen sein sollte?

Er aber schüttelte zuversichtlich den Kopf. Ich glaube, Sie dürfen sich darauf verlassen, beste Petersen. Und nun lassen Sie mich's nicht entgehen, daß ich ohne meine Willa gekommen bin, und lassen Sie mir etwas von dem zugute kommen, was Sie zweifelnd für meine Frau in Bereitschaft hatten. Die Fahrt war heiß und Staubig — oder — er sah sie lachend an — ist es Ihnen lieber, ich gehe in den Sälen, Petersen?

Die Kleine schüttelte sich an ihrem empfindlichen Punkt getroffen. Lene Petersen freilich Jemand in den Sälen gehen lassen! Das hätte das Ende ihrer Tage bedeutet. Sie war davon gelaufen, ohne daß Schellbach die kleine, trotz aller Bedenken noch immer unermüdliche bewegliche Gestalt beschuldigen jensei.

Er nahm den Hut vom Kopf, strich über die heiße Stirn und trat dann auf die andere Seite der Grauen Gasse hinüber, den Bau zu mustern. Jedemal, wenn er ihn wieder sah, fiel ihm auf's neue auf, was Freuden da an genialer Anpassungsfähigkeit geleistet hatte, wie viel mehr als gemeinlich „glücklich“ er der Aufgabe gerecht geworden war, das Neue mit dem Alten, das Nothwendige, für den Zweck des Hauses Gebotene mit dem vollkommen Schönen zu verbinden. Schellbach war Vorkühler genug, um diese Schönheit zu empfinden und sich ihrer immer wieder auf's neue zu freuen, nur Pläne und Hoffnungen an ihr festzuhalten.

An das Eigenhaus, mit dem er weit draußen im grünen Westen Berlins Willa überraschen wollte, dachte keine andere als Freuden und keine Reue kam an. Ein frohes Bewußtsein ging über Schellbachs Gesicht, wenn er an das neue Heim dachte, das er Willas Augen und Schönheit, all ihren besonderen individuellen Wünschen in der kleinste Begriffe, Willas voll Schönheit und gediegener Comfort, mitten in weitem Gartenland, von Bäumen umrauscht, von Blumen umfaltet, ein Heim, das auch die letzten Schatten verschwinden machen sollte, die aus der Vergangenheit immer wieder sich aufzuwinden schienen und ihr den Tag verdüsterten.

Nur Walter und Freuden wußten um Schellbachs Geheimniß, freuten sich mit ihm auf Willas Freude.

Die Sonne, die in der Grauen Gasse hielts nur ein flüchtiger Gast war, schied sich an ihre letzten Strahlen über die Stimmteile des Hauses zu werfen. Sie spielte auf den schmalen unumtüg aufstrebenden Pfeilern und dem sie verbindenden Mahwerk, die die Mauern geschlossener erscheinen ließen und sie verbindende, daß sie für den Betrieb nothwendige Fensterabth als breite Glasflächen umschloß die Schaulustig; sie spielte auf dem schlanen Gehwürm, auf einem der weißen Steinbildern zur Seite des schweren Portals.

Gerade hob Schellbach den Blick zu ihnen auf. Das zu redden, der Sieg der Kaufleute wider die Raubritter, lag schon in tiefem Schatten, während den Triumph der Wissenschaft ein warmer rothglühender Strahl traf, der Willas Anblick und Gestalt zu leuchtendem, strahlendem Leben weckte. Wie von einer Glorie der Freude, strahlen, warm pulsirenden Lebens umwoben, stand der starke Mann, das schone, zarte Gesicht gegen den weißen Marmor, leuchtete strahlend hervor aus der Menge der sie umgebenden Gestalten, wie ein freude- und lebensfündendes Fräulein.

Ueber Schellbachs Anblick ging ein Leuchten. Eine Verklärung lag es von dem Bilde her zu ihm herab. Mit selbstlicher Zuerst empfangen, daß seine Liebe der Sonne gleich

allmächtig genug sei, das geliebte Weib mit einer Glorie der Freude, mit warmem, klar pulsirendem Leben zu erfüllen.

Die Reize durch Lenz, die Schweiß und ein Stüchchen von Oberthalen hatte auf Willa nicht ganz den von Schellbach erhofften Einfluß geübt. Wenn die starke Alpenluft auch ihre Gesundheit gekräftigt, ihr Aussehen frischer und blühender gemacht hatte, so war sie doch nur um ein Geringes froher und lebendiger zurückgekommen. Und ach dies Geringe, das die Größe der Alpennatur in ihr ausgefüllt hatte, schien in der täglichen Gewohnheit des Alltagslebens wieder verloren zu gehen.

Auch Walter war enttäuscht, als er die kleine Wawa wieder sah, auch er hatte sich ein anderes Bild von der Heimkehrenden gemacht.

Er selbst dachte tiefer denn je in der Arbeit, aber trotzdem war er frisch und guter Dinge. Er hatte die Unterhaltungen bei Frau Gemann in der Waldbühne verbracht und dort in Einsamkeit und Stille ein erdliches Stüd Examenorbereitung geleistet.

Lene, die den Sommer über mit Martha Tobias auf Reisen gewesen war, kam ziemlich gleichzeitig mit den Eltern am Ende September nach Berlin zurück. Sie wußte nicht genug von der Eleganz und dem Schick in Karlshof, von der interessanten Gesellschaft in der Stadt Moritz zu erzählen. Das war Leben, Bewegung, Freude gewesen! Und nun würde es in Berlin, soweit als irgend möglich, so fort gehen. Das hatte Tante Martha ihr versprochen, und Tante Martha hielt Wort!

Frau Tobias wollte diesen Winter in Berlin bleiben und ihr elegantes, so lange verschlossenes Haus der Berliner Gesellschaft wieder öffnen, dazu vor allem auch hineinziehen, was in den letzten Jahren auf internationalen Weltplätzen und in Paris kennen gelernt hatte. Die nicht ständig in Berlin angeordneten Korrespondenzen würden bei gelegentlichen Besuchen in der Kaiserstadt eine besondere Attraktion für ihre Salons bedeuten. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß Luigi Cortini noch immer auf die Audienz beim Kaiser wartete und die Angelegenheiten seiner Oper noch um keinen Schritt weiter gerückt waren als im April bei Martha Tobias's Heimkehr von Meran.

Martha mit ihrem Anhang, einer Anzahl in Berlin ansässiger italienischer Künstler, würde den Glanz ihrer Gesellschaftsabend bilden. Auch die Sängerinnen und Sänger, die für die Aufführung seiner Oper in's Auge gefaßt waren, würden sich ihm zuversichtlich gefällig erweisen und Bruchstücke seines Werkes in ihren Salons zu Gehör bringen. Dazu kam, daß von den Malern und Bildhauern, die Frau Tobias im vorigen Jahr in Paris kennen gelernt hatte, dieser oder jener zweifellos auf der intimen internationalen Ausstellung eintreffen würde, die für Winters Anfang im Künstlerhaus geplant war.

So ließ sich alles auf's Beste an, und Frau Martha durfte es ohne Lampenfieber wegen, die Karten zu ihrem ersten Abend am Anfang November zu verschicken.

Auch die Schellbachs waren geladen — in corpore. Willa und Walter lehnten, wie Martha es nicht anders erwartet hatte, mit höflichen Worten ab. Ihr Schwager sagte zu, Lene zu begleiten.

Frau Martha hatte ihm diese Höflichkeit gern gekostet. Sie hatte mit Lene einen Coup vor, und es erschien ihr nicht durchaus nothwendig, daß Schellbach ihr von vornherein dabei in die Karten guckte. Der junge Bankier, den sie für Lene in's Auge gefaßt hatte — ein Karlsruher Bekannter, der übrigens eifriger ihr selbst als ihrer Nichte den Hof gemacht hatte —, würde ihren Plänen sicherlich rascher geneigt sein, wenn der Schwagervertraut in spe nicht gleich in Person auf der Bildfläche erschiene.

Am Tage des Festes selbst wurden Frau Martha zwei angenehme Ueberraschungen auf telegraphischem Wege zu theil: Schellbach telegraphirte aus Magedburg, wohin er plötzlich zu einer Aufschickung berufen worden war, daß er erst spät in der Nacht zurückkommen könne, zu spät selbst, um dem sie verbindenden Mahwerk, die die Mauern geschlossener erscheinen ließen und sie verbindende, daß sie für den Betrieb nothwendige Fensterabth als breite Glasflächen umschloß die Schaulustig; sie spielte auf dem schlanen Gehwürm, auf einem der weißen Steinbildern zur Seite des schweren Portals.

Nach Lene's Stimmung am nächsten Morgen zu urtheilen, mußte das Fest überaus großartig, ja, glänzend gewesen sein. Sie sah — es war an einem Sonntag — nach dem etwas verspäteten Frühstück bei den Eltern in Willas kleinem Boudoir, rief die noch immer schlaftrunkenen Augen und erzählte von Luigi Cortini und wie gut sie sich mit ihren paar italienischen Broden mit ihm verständig habe, von dem interessanten italienischen Hofschaffenskreis, der in seiner Gesellschaft gewesen, von den Abschnitten aus seiner neuen Oper, die er den Herrschaften vom Opernhaus selbst gebracht habe, von dem kolossalen Erfolg gehabt habe, so daß Jedermann es für ausgeschlossen hielt, was Cortini's Reider behaupteten, daß

die Oper hier nicht zur Aufführung gelangen würde. Lene erzählte von den Toiletten, die die Damen vom Theater getragen, und von einer eiferrüchtigen Schürffellerfrau, die ihren Gatten zum Gaudium der Gesellschaft den ganzen Abend über belauert habe.

Den jungen Bankier, den Tante Martha ihr zum Tischgänger gegeben hatte, erwähnte Lene nur flüchtig. Dann machte sie eine kleine Pause in ihrer bisher sehr lebhaften Schilderung und sagte dann plötzlich, eine leichte Verlegenheit nur schwer bemerkend: „Lebigenfalls hab' ich auch einen Gruß zu bestellen, besonders der Mama, von einem Mündener Maler, der jetzt in Paris lebt und den Tante Martha dort kennen gelernt hat — einem Herrn Lorenz Buchberg.“

Willa war ebenso blaß geworden wie Lene bei dem Nennen des Namens erstarrt war.

Schellbach, der so zwischen Frau und Tochter saß, daß er keiner von ihnen in's Gesicht sehen konnte, sagte mit heiterer Unbefangenheit: Lorenz Buchberg! Welch ein wunderliches Zusammentreffen! Immer wieder sieht man, wie klein die Welt ist. Hat er die nicht erzählt, Lene, daß er ein Jugendfreund von Mama ist und mit ihr oberhalb der Grauen Gasse aufgewachsen?

Lene schüttelte den Kopf. Nein, Papa, davon hat er mir nichts erzählt. Er hat mir nur gesagt, daß er die Mama aus ihrer Heimalsther kenne und auch sich kennen gelernt habe beim ersten Male, als du unten in der Grauen Gasse bei Prätorius gespeist hast!

Ganz recht, sagte Schellbach in einem lebhaften freudigen Ton, an dem Tage, an dem ich dich kennen lernte, Mama. Liebevoll blickte er nach seiner Frau um.

Willa hatte die erste starke Bewegung überstanden. In ihrer Haltung, in ihrem Ausdruck lag nichts Ungeordnetes mehr.

Schellbach hatte seine Frau oft so gesehen, still und mit innerlich abgemessenen Blick. Nur ein wenig erbeugt war er, daß sie so wenig Freude besaß, von dem alten Jugendbekannten zu hören, und es ging ihm wie ein Stich durch's Herz, daß sie etwa wieder in jene trankhafte Theilnahmslosigkeit zurückfallen könne, die ihn während des ersten Jahres ihrer Ehe so schmerzhaft beängstigt hatte. Er mußte sie herausreißen in jedem Fall. Hoff du, Hermann Buchberg nicht aufgegeben, uns zu besuchen, Lene? fragte er lebhaft.

Lene wurde, ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit, wiederum roth und verlegen. Nein, Papa, aber er sagte so etwas, als ob er Besuch machen wollte.

Run also, das wird er hoffentlich bald thun, und die Mama wird sich mit dem alten Freunde ausplaudern. Nicht wahr, Willa?

O gewiß, gern, Mar. Sie sagte es ohne zu fluchen. Gewaltsam hatte sie sich zusammengefaßt, als sie in der Zeit schrift seinen Namen gefunden und den Besuch gemacht hatte, das Buch heile beileide zu legen, da sie sich gesagt hatte, daß diese Freigebigkeit durchaus zu überwinden sei, daß sie nicht mehr mit dem Namen gemein habe, daß sie ihn aber auch nicht aus der Welt schaffen könne und mußte finden, wie sie ihm unbetört ins Auge zu sehen, ihm und seinem Träger, falls er jemals ihren Weg kreuzen sollte.

Damals freilich hatte sie den Augenblick fern gelaßt, hatte wohl gehofft, daß der Augenblick niemals kommen werde. Jetzt war es da, greifbar nahegerückt! Sie vermochte nicht, ihn aufzuhalten, aber sie konnte es auch nicht hindern, daß ihre Seele zusammenzuschnürte in Furcht und Bangen.

Ihr Mann und Lene hatten instigend das Gespräch fortgesetzt. Sie sprachen noch immer von Lorenz Buchberg, Lene ernsthaft, als Willa sie gehört, von Porträts aus der Berliner Gesellschaft, die in Aussicht genommen seien.

Also Lorenz Buchberg scheint so eine Art Persönlichkeit geworden zu sein? hörte Willa jetzt ihren Mann fragen.

Eine Art? Lene verzog ein wenig verächtlich den Mund. Eine unserer ersten Bekanntschaften, sagte sie mit großer Bestimmtheit. Tante Martha fragte, und Luigi Cortini, der die Welt kennt und ihre bedeutenden Männer, hat es bestätigt und hinzugefügt, daß Buchberg solches Geld verdiene.

Na, na, meinte Schellbach skeptisch, das steht auf einem anderen Blatt, aber wenn er sich einen Namen gemacht hat, das würde mich freuen! Auch dich, Willa, nicht wahr? Von Jugendfreundschaften bleibt ja doch immer noch ein bißchen warme Theilnahme übrig, und soll es auch. Buchberg soll sich nur bald sehen lassen.

So ward's ihm heute sagen, fuhr Lene heraus.

Schellbach sah seine Tochter etwas erheitert an.

Bei seinem fragenden, verwunderten Blick, in dem er ihr plötzlich aufgetauchtes Gemüth ihrer Pläne und Wünsche zu liegen schien, erbeugte sich Lene sofort und sagte mit leibhaftiglicher Bestimmtheit: Tante Martha hat für heute Abend eine Loge im Circus bestellt — sie hat mich geladen — und Herrn Moritz, den jungen Bankier, den wir haben ihn in Karlshof kennen gelernt, und Herrn Buchberg eben — Schellbach unterbrach seine Tochter. Schon gut. Ein bißchen viel Vergnü-

gen auf einmal — aber da es einmal abgemacht ist —

Ja, Papa, sagte Lene trohig und stand auf. Und sehr kurz gegen Willa erwiderte: Ich will mich jetzt umziehen gehen, Mama.

Ein wenig trohig, den hübschen Kopf fest aufgeworfen, ging sie aus dem Zimmer. Schellbach sah ihr ohne Verstimmung nach. Es ging ihm durch den Sinn, daß Lene eben wieder einmal das getreue Abbild ihrer Mutter war. Dann wandte er sich mit dankbarer Zärtlichkeit zu Willa um und küßte ihr die feine, milde Hand. —

Nach zwei Wochen waren hingegangen, seit Willa von dem Aufstehen Lorenz Buchbergs in Berlin gehört hatte. Bisher hatte er noch nicht an die Thür der Schellbachs geklopft. Augenblicklich zu Lene's größtem Unbehagen. Ihre Eitelkeit, mehr leicht, war verletzt.

Willi wußte es nicht zu unterscheiden. All ihre Gedanken drehten sich um den einen Punkt. Wie würden sie einander —

„über stehen? Würde Lorenz Buchberg Nechenschaft von ihr fordern, daß sie vor ihm gekniet, ohne eine Ehe eingegangen war, ohne eine Frage, ein Wort mit ihm zu tauschen? Oder hatte er sich selbst als den Schulbigen erkannt, der die Fäden gelodert, zerissen hatte? Hatte er sich mit Selbstvorwürfen gequält, sich das Leben unheimlich, wie sie es gethan hatte? Lag eine gähnende Kluft zwischen ihnen, die sich nicht so nahe gemein, oder spannen sich noch leise, stille Fäden zwischen ihnen fort, die weder Zeit noch Trennung zu reißen im Stande gewesen waren?

Eines Tages war Lene froher gestimmt als während der letzten Tage, von Tante Martha nach Hause gekommen und hatte eine Neuigkeit mitgebracht. Herr Buchberg war gar nicht mehr in Berlin, wenigstens für einige Zeit nicht, hatte also unmöglich Besuch machen können.

Tante Martha war nicht die einzige Berliner Beziehung, die er in Paris angeknüpft hatte. Da waren zwei adeliche Familien auf dem Lande, alter mährischer Hochadel, Hofgesellschaft, bemerkte Lene, der Stolz erlöschend, die Buchberg, kaum daß sie sein Eintreffen auf deutschem Boden erfahren hatten, zu sich geladen hatten. In beiden Familien sollte er Porträts der Damen des Hauses malen.

Tante Martha kennt sie, auch von Paris her, es sollen gerade keine Schönheiten sein. Lene hatte es nicht ohne einen Stoßseufzer der Gleichgültigkeit hinzugefügt und war dabei mit den weichen, gepflegten Händen lieblos über ihr reiches schwarzes Haar gefahren. In ihrer Art, leicht etwas in tragen Anmuth war sie dann in einem Stuhl gesunken, Willa gegenüber, der sie als erste ihre Neuigkeiten überbracht hatte.

Auch Willa hatte erleichtert aufgeschnitten. Noch eine kurze Frist, mer wollte es wissen, vielleicht eine lange noch, die ihr Zeit gab, sich mehr und mehr an den Gedanken des geistreichen Wiedersehens zu gewöhnen! Wann denn Herr Buchberg wiederkommen? hatte Willa mit leichtem Stöhnen in der Stimme gefragt.

Ganz unbestimmt, meinte Tante Martha, und Lene hatte betäubt den Kopf hängen lassen.

Die Unbefangenheit Buchbergs schien Lene indeß nicht zu verbinden, die Berliner Winterfreuden, die sich ihr boten, auszutofsen. So hatte sie auch mit großem Vergnügen die Einladung zu dem Schilltenpicnic angenommen, das Tante Martha am Ende November Luigi Cortini veranstaltete. Dem Meister, der echte norddeutsche Winterfreuden noch gar nicht kannte, sollte etwas Ausgerendliches geboten werden.

Um elf Uhr hatte Lene sich in ihrem neuen Pelzstium, das sie besonders reizend klebte, von Willa verabschiedet. Um vier Uhr vor dem late dinier im Savoyhotel wollte sie wieder vorprechen, um Dinertafel zu machen.

Es war ein herrlicher Wintermorgen, dem Novembermond zum Troz. Ein leichter Frost hielt den während der letzten Tage reichlich gefallenen Schnee selbst in der Stadt fest und kräftig. Glühend lag der Sonnenschein darüber. Willa hatte ihre häuslichen Obliegenheiten beendet und stand einen Augenblick unschlüssig am Fenster, im Zweifel, ob sie heute ihre Lesestunde einhalten — es lag ein ganzes Berg Neugierde, von Walter herbeigebracht, bereit — oder bei dem prächtigen Wetter einen Gang durch die Straßen machen sollte. Es war ein buntes, lautes, aber doch loderndes Bild, das sich ihr dort unten im lichten Sonnenschein bot. Und dann war der Thiergarten nahe, der ihr, sonderlich in seiner stillen Winterpracht, oft schon ein Stüchchen Heimathswald ersetzt hatte.

So entschloß sie sich rasch zu einem Gang in's Freie. Gerade wollte sie aus dem Zimmer gehen, als Marie in ihrem stillen Wet eintrat. Willa hatte das Öffnen der Thür überhört und schrak leicht zusammen. Ah Sie, Marie. Was gibt es denn?

Das Mädchen überreichte eine Karte modernster Formats. Kamilla warf einen raschen Blick darauf. Dann wandte sie den Kopf ab, um ihre tiefe Bewegung zu verbergen, und sagte leise: Ich lasse bitten.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Küche.

Grüne Semmelsauce zu Rindfleisch, Zunge etc. Eine ganze altbackene Semmel wird abgerieben, das innere Weisse in Milch zerhackt, fest ausgebrüht, dann mit Zusatz von 2 hartgekochten, fein geschnitten und 2 frischen Eidottern sehr glatt abgerührt. Nun gibt man noch und noch 3 Kaffeelöffel voll Tafelöl ein, wobei stets gerührt werden muß, mischt darunter feinstgewiegte Essiggurken, einen gehäuften Löffel voll französischen Senf, eine Prise Salz, Pfeffer und Zucker und soviel Essig, daß die Sauce eine angenehme Säure hat. Diefelbe wird dann in eine Glaschüssel gegeben und ringsum ein Strangchen von dem feingehackten Eiweiß der harten Eier gemacht.

Alter Griechpuding mit Kirichen, einfach und gut. In 1 Quart heißer Milch läßt man 1/2 Pfund geriebene Stube und 3 Stüd geriebene bittere Mandeln ausziehen, worauf man die Milch durch ein feines Sieb giebt und etwas Vanille zusetzt. Man kühlt 7 — 8 Unzen Gries mit etwas kalter Milch glatt, giebt ihn in die tockende Milch und läßt ihn darin bis aufquellen, worauf man 8 Eigelb darunter rührt und den heißen Schnee der 8 Eiweiß neßt eine Prise Salz durchmischt. Vorher muß man 2 Pfund entfeintete Kirichen mit Zucker und wenig Wein kochen und in eine Glaschüssel neßt ihrer Sauce füllen. Der Griechpuding wird auf die Kirichen gegiebt, gut erkalten lassen und ohne Sauce servirt.

Kalbsröllchen. Die Reule liefert das passende Fleisch zu Kalbsröllchen; man schneidet fingerdicke, hart handgroße Stücke fetten Kalbsfleisch, das gut geklopft und mit Salz und sehr wenig Pfeffer gewürzt werden. Von einem fein gehackten Rindfleischsalz, einem Ei, einem guten Stück Butter, mit einer Zwiebel gedämpft, und so viel geriebener Semmel, als zum Zusammenhalten nothwendig ist, rührt man über Feuer eine Fülle zusammen, gibt Salz, Pfeffer und etwas Citronensaft dazu, bestricht die Röllchen damit, wickelt sie mit einem Banden auf und brät sie in fliegender Butter braun. Die Sauce wird mit sehr wenig Wasser und Kornstärke aufgekocht und über die Röllchen gegeben.

Englische Scallops. Von den e. Eine gut entäuerte und ausgeblühte Schmeinsende wird hart geklopft und in 1 1/2 Zoll dicke, möglicst egale Scheiben geschnitten. Diese marinirt man eine Stunde lang in einigen Löffeln voll Öl und ebensoviele Wein, giebt sie dann in fliegende Butter, läßt sie in etwa 10 Minuten gar werden, kühlt dann einen Theilöffel voll Fleischstrakt hinzu und richtet die Scallops in ihrer Sauce an. Nach geröstete Kartoffeln, am besten in ihre Streifen geschnitten, sind die possenbste Beigabe zu diesem leicht und schnell zu bereitenden Gericht. Ganz ebenso kann man mit Rindfleisch versehen.

Ananas-Surprise. Man entfernt den Dedel der Ananas, füllt die Frucht aus, schneidet das Fleisch in kleine Stücke, vermischt dieselben mit Himbeeren und Walderdbeeren, giebt etwas kalten Schaumwein, Zucker und ein Viertelglas Kirichsauce darüber, füllt dies in die ausgehöhlte Frucht, packt sie in Eis, legt den abgehobenen Dedel darauf und servirt auf einer Schüssel.

Raisons von rothem Schinken. Ein halbes Pfund ganz besonders zarten Lachsfilets wiegt man fein oder zerhackt in ein ganz kleine Würfel. Nun giebt man Salz und Pfeffer dazu und mischt 3 — 4 rothe Beeren darunter. Wenn dies gut vermischt ist, wird es entweder in Aufschlagsbecken oder bergartig angeordnet aufgetragen.

Vaperische Linsen. Man kocht die Linsen so lange im Wasser, bis sie anfangen weich zu werden, worauf man das Wasser abgießt und dafür Warfuppe hineinschüttet, mit der man sie vollends weich kocht; dann kocht man zwei Zwiebeln, dünstet sie mit recht reichlichem, würfelig geschnittenen Speck, kühlt Wehl darüber, röstet es eine kurze Zeit, thut es zu den Linsen, fügt etwas Essig hinzu und verdoht alles unter fleißigem Umrühren, bis sie ganz weich sind.

Kalbsfleisch-Frikassade mit Reis und Blumenkohl. Man thut reichlich Butter in einen Schmorlopf, schneidet eine kleine Zwiebel klein, legt das in Frikassade gechnittene Fleisch mit Salz und etwas Pfeffer hinein und schmort es dann gelb. Dann giebt man so viel mit Wasser angerührtes Mehl darauf, daß es eine dicke Brühe wird, die etwas über dem Fleisch steht, und läßt es eine Stunde kochen. Hierauf brüht man guten Reis zweimal auf, vermischt ihn mit dem in Brühen gekeimten Blumenkohl, giebt dies auf das Fleisch und freicht es glatt. Die Brühe muß etwas darüber stehen. Beim Herausnehmen vermischt man etwas von der Brühe mit einem oder zwei Eibotter und einem Glas Wein, oder etwas Korn und Kornstärke und mischt dies unter. Dies Gericht ist außerordentlich schmackhaft.